

SCHUTZPANZER FÜR KINDERSEELEN

Selbstständig, lernwillig und aktiv sollen Kinder sein. Doch etablierte Erziehungsmethoden erreichen oft das Gegenteil. Ein neues Konzept verspricht Abhilfe.

VON GABRIELE HAUG-SCHNABEL

Wie kann ich verhindern, dass meine Kinder süchtig werden oder sich gewalttätig verhalten? Experten antworten darauf regelmäßig: Erzieht sie frühzeitig zu Selbstständigkeit und Aktivität. Leider zeigen aber neuere Forschungen, dass viele Eltern den falschen Weg einschlagen, um dieses Ziel zu erreichen. Sie versuchen, dem Kind möglichst früh passende Startimpulse für die einzelnen Entwicklungsschritte zu geben, die dann rasch abgehakt werden sollen.

Das beginnt schon gleich nach der Geburt: Die Eltern füttern ihr Baby nach Plan und legen es zu einer bestimmten Uhrzeit schlafen. Häufig halten sie sogar einen regelrechten Stundenplan ein, wann sie mit ihm kommunizieren, spie-

len oder schmusen. Ein von außen vorgegebener Rhythmus soll dem Nachwuchs hilfreiche und verlässliche Strukturen vermitteln, die ihm seine Orientierung erleichtern – so oder ähnlich steht es auch in vielen Erziehungsratgebern.

Später offerieren die Eltern passende Spielmaterialien sowie Übungen zur zielgerichteten Förderung der sprachlichen, motorischen und kognitiven Entwicklung. Dabei versuchen sie, die typischen Umwege, Sackgassen und Fehler der Kinder zu verhindern, da sie diese nur als Abweichung vom Lernprogramm ansehen. Das Kind soll sich möglichst bald alleine beruhigen, beschäftigen und anziehen können. Frühe Selbstständigkeit gilt als beste Vorbeugung dagegen, dass die Kinder später zu viel Kontakt

benötigen und von anderen zu sehr abhängig werden.

Leider scheint diese Methode wenig Erfolg zu haben. Zu häufig weisen heute Kinder und vor allem Jugendliche genau solche Eigenschaften auf, die diese Form der Erziehung eigentlich vermeiden möchte: Sie sind passiv, schwer motivierbar, ideenarm und vor allem nicht in der Lage, selbst zu planen und zu organisieren – so lautet jedenfalls das traurige Resümee von Erziehern und Lehrern. Typischerweise warten Kinder und Jugendliche darauf, dass von außen Strukturen vorgegeben werden. Sie wollen eigentlich nur konsumieren und hoffen, unter den Erwachsenen Langeweiletöter, Impulsgeber, Ideenlieferanten, Fantasiespender oder Goldesel zu finden – erst mit solchen „Initialzündungen“ können sie selbst aktiv werden.

Hier muss sich also etwas ändern! Neue Forschungsergebnisse sprechen dafür, dass ein anderes Erziehungskonzept gerade die erwünschte Selbstständigkeit und Lernbereitschaft nachhaltiger erzielt: die „Schutzerziehung“. Diese berücksichtigt neben den pädagogischen Vorstellungen unserer Kultur auch die im Zuge der Evolution entstandenen angeborenen Erwartungen von Kindern (siehe den Kasten links). Die Erzieher streben dabei nicht mehr vorrangig ein früh unabhängiges Kind an, sondern versuchen, ihm die Bedeutung von Gemeinschaft, Interaktionen und Dialog zu vermitteln.

Dreh- und Angelpunkt der Schutzerziehung ist eine sichere Bindung des Kindes zu wenigstens einer zuverlässig verfügbaren Bezugsperson, die sich mit ihm feinfühlig und liebevoll beschäftigt – vermutlich das Wichtigste über-

EVOLUTION BESCHÜTZENDEN VERHALTENS

JE HÖHER EINE TIERART ENTWICKELT IST, desto mehr schützen in der Regel Mutter- oder Elterntiere ihre Jungen bei Gefahr. Entsprechend verändert sich auch das Verhalten der Jungtiere, die ihre Entwicklung darauf abstimmen: Bei Primaten flüchtet ein Junges bei drohender Gefahr nicht mehr möglichst weit weg vom Angst auslösenden Reiz, sondern setzt alles daran, ohne Umwege das Elterntier, seine Sicherheitsbasis, zu erreichen. Die Erwartung ist vorprogrammiert, hier den effektivsten Schutz und auch Beruhigung zu finden. Daraus entwickelten sich die

Verhaltensweisen des Bindungsverhaltens, wie das Elterntier aufzufinden und Kontakt mit ihm aufzunehmen, bei Kontaktverlust zu protestieren und Verlassenheitssignale auszusenden.

Aus urheberrechtlichen Gründen können wir Ihnen die Bilder leider nicht online zeigen.

Aus urheberrechtlichen Gründen können wir Ihnen die Bilder leider nicht online zeigen.

haupt für ein Kind. Diese Person kann, muss aber nicht die Mutter sein.

Wie entsteht eine solche gute Bindung? Verschiedenen Untersuchungen zufolge beruht sie vor allem auf viel Nähe zwischen Bezugsperson und Kind in den ersten Lebensmonaten und auf dem Vermeiden von häufigen Trennungen. Nach Möglichkeit sollte die Mutter das Kind stillen und zeitweise am Körper tragen. Außerdem empfehlen Experten, dass das Baby bei den Eltern im Schlafzimmer schläft und immer schnell beruhigt wird, wenn es weint.

Das emotionale Band zwischen sich und seinen Eltern ist die erste Beziehung, auf die ein Kind sich einlässt. Diese frühen Beziehungserfahrungen bestimmen weitgehend, wie es spätere Be-

ziehungen wahrnimmt und gestaltet. Erfährt ein Kind, dass seine Signale des Wohlbefindens oder Unbehagens wahrgenommen und beantwortet werden, beginnt es sich darauf zu verlassen, dass jemand für es da ist. Dieses Wissen gilt als weitreichender Schutz gegen übermäßige Angst sowie Gefühle von Hilflosigkeit und Ausgeliefertsein.

Eine gute Bindung vermittelt dem Kind aber nicht nur Nähe und Sicherheit. Sie ist auch die Grundlage, auf der es beginnt, aus eigenem Antrieb seine Umwelt zu erkunden. Während bis zum Alter von etwa neun Monaten vor allem die Feinfühligkeit der Bezugsperson die Entwicklung des Kindes beeinflusst, beginnt danach das Kind die Initiative zu ergreifen. Es deutet jetzt auf Gegenstände oder

LIEBE GEHT DURCH DEN BALL:
Wenn ein Kind seiner Bezugsperson freudestrahlend einen Ball bringt, ist das nicht nur eine einfache Geste. Es ergreift damit die Initiative und nimmt mit dem Erwachsenen Kontakt auf. Psychologen fanden heraus, dass dieses Verhalten des Kleinkindes eine tiefe Bedeutung für seine Entwicklung hat.

hält sie hoch, um die Aufmerksamkeit des Betreuers darauf zu lenken.

Mittels dieser „gemeinsamen Aufmerksamkeit“ verfolgt das Kleinkind zwei Ziele: Es möchte sich mit dem Erzieher verbunden fühlen und auf Fragen zufrieden stellende Antworten erhalten. Der Entwicklungsforscher Michael Tomasello und seine Mitarbeiter vom Max-Planck-Institut für Evolutionäre Anthropologie in Leipzig fanden nun heraus, dass das Kind diese beiden Aspekte nicht voneinander trennt: Kognitive Vorgänge sind bei Kindern untrennbar mit Gefühlen verbunden; die Förderung intellektueller Fähigkeiten braucht daher den emotionalen Kontakt zur Bezugsperson.

So beobachten die Leipziger Wissenschaftler, dass ein Kind ein neues Wort

ELTERN ODER PEERGROUP?

ELTERN ERZIEHEN IHRE KINDER – EIGENTLICH SELBSTVERSTÄNDLICH, ODER? Denkste! Eine völlig andere Position vertritt die amerikanische Psychologin Judith Rich Harris: Kinder erziehen sich selbst, Eltern sind mehr oder weniger austauschbar. Nun ist die Verwirrung bei Wissenschaftlern ebenso wie bei Erziehern und Eltern groß: Inwieweit steuert die elterliche Erziehung den Verlauf der Entwicklung bei ihren Kindern? Kann der Einfluss der Eltern die Kinder voranbringen und unerwünschtes Verhalten verhindern? Oder bleibt es ein frommer Wunsch der Eltern, wenigstens ein Stück des Wegs die Richtung vorzugeben?

Etwa die Hälfte der intellektuellen und persönlichen Merkmale führt Harris auf die Gene zurück, sei also vererbt. Den Rest betrachtet sie als umweltbedingt. Dabei ist ihrer Meinung nach aber nicht der Einfluss der Eltern entscheidend, sondern die „Peergroup“, die alle etwa gleichaltrigen Freunde und Bekannten der Kinder umfasst. Dies gilt besonders für grundsätzliche Persönlichkeitsmerkmale wie Introvertiertheit oder Extrovertiertheit.

Dennoch: Der Einfluss der Eltern ist keineswegs beliebig und irrelevant. Die Kinder empfinden und verarbeiten ihn le-

diglich unterschiedlich – abhängig von ihrer jeweiligen individuellen Persönlichkeit. Ein Kind bringt weit mehr an eigenem Persönlichkeitsprofil mit auf die Welt als bisher geglaubt. Es gestaltet aktiv und durchaus den Ton angehend seine Entwicklung mit. Elterliche Betreuung und Erziehung sind hierzu eher als Rahmenbedingungen zu sehen. Zum Beispiel prägt das Familienklima die Art und Weise, wie ein Kind auf seine Umgebung zugeht: Hält es sich eher vorsichtig zurück oder sucht es die Herausforderung und packt Probleme an?

Kinder können also durchaus erzogen werden, nur eben etwas anders, als wir uns dies jahrzehntelang vorgestellt haben. Die Erziehung ist dabei umso wirkungsvoller, je stärker sich die Eltern am Entwicklungsverlauf ihres Kindes orientieren.

DIE REBELLIN:
Judith Rich Harris vertritt die These, dass Kinder sich selbst erziehen und Eltern eher austauschbar sind.

Aus urheberrechtlichen Gründen können wir Ihnen die Bilder leider nicht online zeigen.

wie etwa „Ball“ schneller und nachhaltiger lernt, wenn seine Bezugsperson daneben steht und begeistert sagt: „Schau mal, das ist ein Ball!“ Das Kind versucht dann wiederum, mit Hilfe des nun Emotionen tragenden Gegenstands Kontakt zum Erwachsenen aufzunehmen, indem es ihm etwa den Ball bringt.

Die andere Seite der Medaille ist tragisch: Isoliert lebende, stark depressive Alleinerziehende können sich häufig nicht emotional mit ihrem Kind beschäftigen, sondern lassen den ganzen Tag Fernsehen oder Radio laufen. Ihre Kinder können unter Umständen noch mit drei Jahren kein Wort sprechen, obwohl sie ständig mit Sprache berieselt werden – ohne emotionale Zuwendung lernen sie nichts.

Funktioniert dagegen das Wechselspiel von emotional „getränkten“ Initiativen des Kindes und aufmerksamer Reaktion der Bezugsperson, lernt das Kind nicht nur sehr schnell, sondern auch mit viel Freude. Etablierte Erziehungsmethoden zerstören dagegen diese Lust am aktiven Lernen: Sie geben den Kindern in den ersten Lebensjahren alle Impulse von außen vor, anstatt auf ihre Initiativen zu reagieren. Kein Wunder, wenn der Nachwuchs sich später nicht selbst motivieren kann!

Mit der Doppelstrategie von stabiler Bindung und gemeinsamer Aufmerksamkeit vermittelt Schutzerziehung nicht nur emotionale Nähe, sondern auch den nötigen Freiraum für Experimente und neue Strategien. Die Kinder erfahren, dass es verschiedene Wege zu einem Ziel gibt und dass sie selbst entscheiden und bestimmen können. Der Weg zu Selbstständigkeit und Initiative ist gebahnt – und das ist der beste Schutz vor einer Flucht in Angst, Gewalt oder Sucht. ◆

GABRIELE HAUG-SCHNABEL ist Verhaltensbiologin und Privatdozentin an der Universität Freiburg sowie Inhaberin der 1993 gegründeten „Forschungsgruppe Verhaltensbiologie des Menschen“ (FVM) in Kandern.
haug-schnabel@f-v-m.de

Literaturtipps

Harris, J.R.: Ist Erziehung sinnlos? Die Ohnmacht der Eltern. Reinbek: Rowohlt 2000.

Hassenstein, B.: Verhaltensbiologie des Kindes. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag 2001.

Haug-Schnabel, G., Schmid-Steinbrunner, B.: Wie man Kinder stark macht. So können Sie Ihr Kind erfolgreich schützen – vor der Flucht in Angst, Gewalt und Sucht. Ratingen: ObersteBrink 2002.

ANGEMERKT!



HARTWIG HANSER

promovierter Biochemiker und
Redakteur bei **Gehirn&Geist**

AKTIVER GEHIRNSCHUTZ: FERNSEHER AUS!

FERNSEHEN STEIGERT DIE GEWALTBEREITSCHAFT – das belegen inzwischen zahlreiche Langzeitstudien. Nur ein Beispiel von vielen: Eine Untersuchung bei 875 Kindern über einen Zeitraum von 21 Jahren ergab, dass diejenigen, die mit acht Jahren überdurchschnittlich häufig Gewaltszenen im Fernsehen sahen, mit 19 Jahren eher mit dem Gesetz in Konflikt gerieten und im Alter von 30 Jahren mit größerer Wahrscheinlichkeit wegen Gewaltkriminalität verurteilt worden waren.

Die Beweislast ist inzwischen erdrückend: Wer Gewalt sieht, wird selbst gewalttätig. Vor allem Kinder im Grundschulalter sind besonders stark beeinflussbar – und der Effekt hält bis ins Erwachsenenalter an. Es spielt auch keine Rolle, ob die Brutalität im Fernsehen „nur gespielt“ wird. Unser Gehirn unterscheidet nicht zwischen fiktiven und realen Bildern.

Gewalt spricht instinktähnliche Verhaltensprogramme an und zieht dadurch die Aufmerksamkeit stark auf sich. Vor allem Kinder können deshalb gar nicht anders, als wie gebannt zuzuschauen. Das hinterlässt in ihren höchst formbaren Gehirnen Spuren: Zunehmend verarbeiten dann gerade solche Gebiete der Großhirnrinde Gewalteindrücke, die das zukünftige Verhalten der Heranwachsenden steuern.

Ständige Gewaltberieselung desensibilisiert außerdem. Die Ergebnisse mehrerer empirischer Studien sind eindeutig: Wer immer wieder „Brutalos“ sieht,

- ◆ reagiert emotional weniger auf einzelne Gewaltszenen,
- ◆ überträgt vom Film auf die Realität,
- ◆ sieht gewalttätige Verhaltensweisen zunehmend als normal an und

◆ ändert auch sein eigenes Verhalten im Laufe der Zeit entsprechend.

Kurzum: Gewalt im Fernsehen führt auf Grund unserer Neurobiologie zu mehr Gewalt in der Welt. Vor diesem Hintergrund ist es mehr als nur bedenklich, dass der durchschnittliche amerikanische Schüler nach zwölf Schuljahren ungefähr doppelt so viele Stunden vor dem Fernsehapparat wie in der Schule saß und dabei mindestens 32 000 Morde und 40 000 Mordversuche konsumierte. Kein Wunder, dass einer Umfrage zufolge 35 Prozent aller amerikanischen Schüler im zwölften Schuljahr glauben, sie würden das Rentenalter nicht erleben, da sie zuvor erschossen werden!

WAS IST ALSO ZU TUN? Hier sind zunächst die Eltern und Erzieher gefordert: Sie müssen sich klar machen, wie sehr TV-Programmhersteller, aber auch Computerspielentwickler die neuronalen Verschaltungen in Kindergehirnen beeinflussen. Vor allem gilt es aber, Alternativen zum Gewaltkonsum anzubieten, denn Verboten alleine hat noch nie genützt. Eins steht jedenfalls fest: Coole Sprüche wie „Das lässt mich völlig kalt“ oder Verharmlosen – „Das ist doch alles nur gespielt“ – sind im Licht der modernen Neurobiologie ebenso falsch wie gefährlich. Es gibt nur einen Weg, sein Gehirn vor der unerbittlichen Formkraft von Gewalteindrücken zu schützen: sie vermeiden!

Literaturtipp

Spitzer, M.: Gewalt im Fernsehen: Wir dürfen nicht zuschauen! In: Geist, Gehirn & Nervenheilkunde. Stuttgart: Schattauer 2000.